

Meinungen und Profile

Eymann

Solidarität während und nach der Corona-Krise

Solidarität ist zurzeit ein oft verwendeter Begriff. Solidarität finden wir in vielen Erscheinungsformen. Die Bevölkerung solidarisiert sich mit dem Pflegepersonal und den Ärzteteams der Spitäler. Diese arbeiten weit mehr als 50 Stunden in der Woche. Die sonst üblichen Erholungs- und Ruhezeiten gelten nicht.

Hochprofessionell werden in Basel Patientinnen und Patienten in der Predigerkirche empfangen. Die Triage, die Abklärung der Betroffenheit, verlaufe äusserst ruhig und speditiv, habe ich mir sagen lassen. Spitalpersonal und Freiwillige arbeiten ausgezeichnet.

Spitaldirektion und die Leitungen der Spitalbereiche mussten improvisieren. Sie haben rasch ausserhalb der Spitalgebäude eine Organisation geschaffen, welche funktioniert. Auch in der Intensivstation und den Abteilungen wird hervorragend gearbeitet. Es ist angebracht, allen Frauen und Männern zu danken, welche sich jetzt unter grösster physischer und psychischer Belastung für Kranke einsetzen.

Eine weitere Form der Solidarität, des Zusammenstehens in dieser schwierigen Zeit ist die materielle

Hilfe für die Wirtschaft. Um Arbeitsplätze zu erhalten, haben Bund und Kantone rasch verschiedene Massnahmen beschlossen. Es gilt, das gesprochene Geld sehr schnell und einfach den richtigen Empfängern zukommen zu lassen. Hochbetrieb in den Amtsstellen.

Der Bundesrat hat auch an die Menschen gedacht, die nicht im ersten Arbeitsmarkt tätig sind. Noch gibt es Lücken. Alle müssen Hilfe erhalten, auch Selbstständige.

Lobenswert sind auch die vielen privaten Solidaritätshandlungen. Freiwillige melden sich für die Mitarbeit in Spitälern und in der Armee. Die Hilfe für Betagte beim Einkaufen, Aktionen der Hilfswerke, spontane Angebote für Bedürftige, die Unterstützung von Kulturschaffenden sind Beispiele gelebter Solidarität.

Es zeigt sich, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bevölkerung in Zeiten einer Bedrohung grösser ist. Das wissen unsere Generationen aus Erzählungen der Eltern oder Grosseltern. Ihren Geschichten über den Aktivdienst, die Verdunkelung und die Rationierung der Lebensmittel haben wir vielleicht nicht immer mit grösster Aufmerksamkeit

Ich bin sicher, dass in der heutigen Situation ähnliche Gefühle aufkommen wie bei unseren Vorfahren in der Kriegszeit.

zugehört. Ich bin sicher, dass in der heutigen Situation ähnliche Gefühle aufkommen wie bei unseren Vorfahren in der Kriegszeit.

Wir müssen sowohl die Erfahrung mit Einschränkungen selber machen als auch die mit der Solidarität, auch in Form der Befolgung der bundesrätlichen Vorschriften.

Ich frage mich, ob diese erfreuliche und notwendige stärkere Betonung des «Füreinander» auch nach der Krise Bestand haben wird. Sind wir willens und in der Lage, die Solidarität, welche unsere Staatsidee entscheidend prägt, auch dann zu pflegen, wenn die unmittelbare Bedrohung nicht mehr gegeben ist? Wird die stärkere Betonung des «Wir» Bestand haben oder von egoistischen Tendenzen verdrängt werden?

In der Präambel unserer Verfassung steht, «dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen». Das bedeutet nichts anderes als die Verpflichtung zu Solidarität. Sie äussert sich in der Steuerprogression ebenso wie in der AHV, der Arbeitslosenversicherung oder beim Finanzausgleich, bei den Stipendien, den Prämienverbilligungen für die Krankenkasse und ja, auch in der Militärdienstpflicht.

Diese traditionelle Solidarität gilt es zu bewahren und wo nötig zu verteidigen, zum Beispiel gegen unwürdige Angriffe der Politik auf die Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen!

Nicht nur staatliches Handeln folgt dem Gebot des Gemeinsinns. In unserer arbeitsteiligen Gesellschaft leisten alle einen Beitrag zum Wohl des Volkes, für unsere Gemeinschaft: der Tramführer, die Verkäuferin, der Advokat, die Lehrerin, der Briefträger, die Malerin, der Wirt, die Schauspielerin und unzählige weitere. Ohne sie wären wir in unserer Lebensqualität eingeschränkt – auch ohne Krise.

Es wäre schön, wenn auch im «Nach-Corona-Zeitalter» diese gewohnten Formen des Miteinanders und Füreinander, diese Art der Solidarität nicht einfach als selbstverständlich betrachtet würden. Es sollte nicht sein, dass ein SBB-Mitarbeiter, dem ein Fahrgast für seine Arbeit dankt, antwortet, das sei ihm bisher noch nie passiert. Die Corona-Krise möge bald vorbei sein. Die Solidarität bitte nicht!



Christoph Eymann
Nationalrat LDP Basel-Stadt

La Leopardessa

Das Ende ist das Letzte

«Das ist meine Letzte», denke ich und komm grad vom Balkon rein. Ich habe das Klatschen für die Pflegekräfte mit aufrichtigem Herzen und mit gedämpftem Expressionismus vollzogen. Irgendwo in der Ferne ein schwacher Mitklatscher. Im Moment geht es mir wie vielen Selbstständigerwerbenden: Ich kann meine Zeit selber einteilen. Oder anders gesagt: Ich bin von «du musst noch» ins «du darfst» gerutscht.

Plötzlich so viel Freiheit, denke ich und schau dem Velofahrer hinterher. Er schiebt das Velo, überquert hastig die Strasse und hat die Kapuze seines Hoodies tief ins Gesicht gezogen. Darunter war knapp seine blaue Kappe zu sehen. Ja, es ist plötzlich kalt geworden.

Aber etwas stört mich an dem Bild. Dann sah ich es: die gebückte Haltung! Sie ist echt! Da erhaschte ich für Sekunden sein Gesicht. Es war nicht, wie zu erwarten, das eines Jugendlichen. Es war das eines alten Mannes. Alte Menschen verummten sich also, um ungestraft und ungestört nach draussen zu gehen.

Denn beim Zu-Hause-Bleiben erleben sie Corona-Highlights nie am eigenen Leib: zum Beispiel mit eigenen Augen sehen, dass die WC-Rollen-Regale tatsächlich leer sind. Oder die abgesperrten Trainingsplätze beim Vitaparcours. Oder jemandem begegnen und ihn dann nicht umarmen können.

Die einzige Verbindlichkeit erleben sie per Telefon. Die klappt auch bei mir sehr gut. Je nachdem, mit wem ich telefoniere, ist der Tenor und die nachfolgende Stimmung entsprechend unterschiedlich. Habe ich mit einer Freundin gesprochen, die Verwandte in Italien hat, bin ich den Tränen nahe. Menschen, die auf Balkonen Konzerte

veranstalten, um sich gegenseitig Kraft und Zuversicht zu spenden, von Ärzten, die erschöpft von kriegsähnlichen Szenarien reden. Von Grosseltern, die von der Strasse aus mit Mundschutz ein «Tanti auguri» für ihre Enkelin singen, und die Enkelin, die ob dieses traurigen Szenarios leise weint. Und von Menschen in Bergamo, die alleine sterben, ohne eine tröstliche Umarmung ihrer Liebsten und Angehörigen.

Und dann telefoniere ich mit jenen, die Tag für Tag ihr Bestes geben,

Schritt für Schritt. Die sich fragen müssen, wie weiter mit ihrer Selbstständigkeit. Die meisten immer im Bewusstsein, dass etwas Gravierendes am Geschehen ist. Etwas Umwälzendes.

Andere beobachte ich, die alles nicht wahrhaben wollen, die weiterhin versuchen, alles beim Alten zu belassen, oder wenigstens annähernd. Es ist nicht einfach, die Angst, das Unfassbare und Unberechenbare zuzulassen.

Ich bin überzeugt, dass dieses Anhalten von grösster Wichtigkeit für uns alle ist: Dieser allgemeine Leistungsoptimierungswahn hat einen radikalen Stopp erfahren. Ein Segen!

Wir haben plötzlich Zeit: einander wieder in die Augen zu schauen, sich selber in die Augen zu schauen und dem, was wir in der Welt bewegen wollen. Dieses reibungslose Funkzionieren, dieser strukturierte Tagesablauf hatte kaum mehr Platz für die wichtigsten Fragen in unserem Leben: Wer bin ich, was will ich und mit wem?

Es lässt sich nicht leugnen: Die Welt wird sich verändern, und wenn das Rad sich wieder dreht und die Geschäfte wieder öffnen, dann wird es trotzdem nicht mehr sein wie vorher.

Meine lieben Leserinnen und Leser, ich danke Ihnen von Herzen für Ihre schönen Mailantworten auf meine Kolumnen. Ich betrachte es als Geschenk, und da dies mein letzter Beitrag hier in dieser Form ist, wünsche ich Ihnen alles Gute – auf dass die Krise Rosen bringt.



Rosetta Lopardo
Kabarettistin und Sängerin
www.rosetalopardo.ch
www.anima-beratung.ch

Agenda

Wissenschaft und Politik – ein Rückblick

Das Interesse für die Zukunft ist (wieder) erwacht, die Diskussion über Optionen und deren Vor- und Nachteile in Gang gekommen. Das ist überfällig. Aber allzu viele Versuche scheitern an falschen Denkansätzen. Jegliche Wissenschaft unternimmt den Versuch, reale Phänomene und Entwicklungen zu erklären und die gewonnenen Erkenntnisse zum Wohle des Fortschritts der Menschen zu nutzen. Das gilt für naturwissenschaftlich-technische, biologische wie ökonomische und soziale Fragestellungen. Kein Zweifel besteht darüber, dass wissenschaftliche Ergebnisse missbraucht werden können und häufig auch missbraucht werden.

Doch die Reichweite ethischer und politischer Restriktionen der Wissenschaft ist nicht unbegrenzt. Es stellen sich gravierende Legitimitätsprobleme auf beiden Seiten. Diese werden heute gerade bezüglich der modischen Wissenschaftsethik grosszügig übersehen. Grotesk wird dieser Anspruch dann, wenn gerade das Fehlen von Fachwissen als Legitimation herhalten muss. Mir scheint, dass heute die Grenzlinien häufig so gezogen werden, dass die Wissenschaft unverantwortlich eingeschränkt und zurückgedrängt wird (z. B. in der Biologie, Genetik, Energieforschung oder Medizin). Die Legitimation durch angeblich unmittelbare Betroffenheit gefährdet die kollektive Rationalität. Fundamentalisten aller Schattierungen nehmen ihre höheren Werte (Erhaltung der Menschheit, Rettung von Ökosystemen usw.) zum Anlass, in der intellektuellen Diskussion wie in der politischen Aktion andere Meinungen niederzuwalzen. Die Legitimation der Weltverbesserung macht sich anheischig, Wissen um Ursachen und Auswirkungen in die Ecke zu drängen.

Kehren wir zurück zur Rolle der Wissenschaft. Diese versucht, die Ursa-

chen zu isolieren, Wirkungen nachzuweisen, um so möglichst sichere politische Entscheidungsgrundlagen zu schaffen. «Wahr» ist sie deshalb noch lange nicht. Auf der Basis diffuser Ängste und vager Alternativperspektiven entsteht keine wirkliche Reformstrategie, sondern eher ein punktueller Aktionismus. Vor lauter Bewusstseinsänderung geht das Augenmass verloren. Vor lauter gutem Willen wird der Verstand verdrängt. Und vor schierem Zwang, (irgend)etwas zu tun, werden Chancen echter Umorientierung symbolischen Akten geopfert.

Diese Denk- und Handlungsweise ist brandgefährlich. Der Erlass und die Durchsetzung läppischer oder kontraproduktiver Massnahmen verstärken nur den Zynismus derer, die nie daran geglaubt haben, und treibt die anderen in noch extremere Positionen. Was daher nützt, ist erstens eine möglichst objektive und klare Information der Bevölkerung. Zweitens muss wohl weniger das Gefahrenbewusstsein verstärkt werden als die Einsicht in die Kosten und Verzichte, die wirksame und nachhaltige Richtungsänderungen unserer Wachstumspolitik mit sich bringen. «Grüne» und «soziale» Politik laufen weiss Gott in gegensätzliche Richtungen. Eine grüne Zukunft ist möglich, vielleicht nötig. Idyllische Zustände würde sie aber nicht bringen. Genauso wenig wie die vorindustriellen Zeiten besonders friedlich und idyllisch waren. Nachbemerkung: Diesen Text habe ich vor genau 30 Jahren im «Basler Magazin» Nr. 1 publiziert und hier nur stark gekürzt, aber wortgetreu als letzte Kolumne wiedergegeben. Ich habe ja nichts Neues mehr zu sagen!



Silvio Borner
emeritierter Professor für
Volkswirtschaft an der Uni Basel

Es ist nicht einfach, die Angst, das Unfassbare und Unberechenbare zuzulassen.